

Kapitel 1 – Mord um Mitternacht

Paul Sinclair bot seiner Frau den Arm und ging mit ihr hinter den beiden Kindern Arthur und Susan her. Nach einem Abend wie diesem, einer guten Kabarett-Aufführung und einem guten Abendessen, kam sich Paul Sinclair immer wie der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt vor.

Susan war zwanzig, Arthur achtzehn Jahre alt. Abgesehen von gelegentlichen kleinen Streitereien, verstanden sich die beiden prächtig. Seine Frau war nur zwei Jahre jünger als er – Margaret war fünfundvierzig –, aber man sah ihr dieses Alter nicht an. Kurz und gut: Paul Sinclair hatte an seinem Leben nichts auszusetzen.

Der Wagen der Sinclairs stand auf einem öffentlichen Parkplatz. Als sie davorstanden, zögerte Paul etwas. „Wie wär’s noch mit einer Coca-Cola und einem belegten Brot, ehe wir heimgehen?“, fragte er. „Ich lade euch dazu ein, aber ich kann nicht mitkommen. Ich kann mich wirklich nicht erinnern, ob ich den Stahlschrank im Büro abgeschlossen habe oder nicht. Das plagt mich jetzt schon den ganzen Abend. Ich denke, ich gehe lieber noch einmal nachsehen, sonst kann ich die ganze Nacht nicht schlafen.“

Margaret Sinclair tätschelte ihrem Mann die Hand. „Schon recht, Paul. Wir warten inzwischen dort drüben in der Imbissstube. Ich weiß schon, wie das ist.“

„Ja, vielleicht mache ich mir wirklich zu viele Gedanken darüber. Es ist zwar nichts im Safe, was einen

besonderen Wert hätte, aber wenn Mister Warin herausbekommen würde, dass er nicht verschlossen war – nun, ihr wisst ja, wie er ist. Ich bin gleich wieder da.“

„Lass dir nur Zeit, Paps“, meinte Arthur grinsend. „Ich bin ja schließlich alt genug, um mit zwei Frauen fertig zu werden.“

Paul lachte. Er ging aus dem Parkplatz heraus und bog in eine Seitenstraße ein. Sein Büro war nur vier Blocks weiter. Wahrscheinlich würde er es hin und zurück schaffen, ehe sie ihre Getränke hatten.

Er pfiff leise vor sich hin. Das war heute wirklich ein netter Abend gewesen, dachte er und passte unwillkürlich seine Schritte dem Rhythmus der kleinen Melodie an, die er pfiff. Wieder ging es um eine Ecke. Jetzt waren es nur mehr drei Straßen. Man konnte das graue Bürogebäude schon von Weitem sehen.

Paul Sinclair ging über die Straße, sah sich nach links und rechts um und erblickte einen uniformierten Stadtpolizisten. Der Beamte trottete langsam dahin und schwang seinen Knüppel. Paul hatte zwar keine Angst, aber der Anblick des Polizisten beruhigte ihn trotzdem. Die Straße war bei Nacht ebenso verlassen, wie sie tagsüber belebt war. In letzter Zeit hatte es eine ganze Menge Überfälle gegeben. Paul schmunzelte. So ein Bursche würde bei ihm genau zwanzig Dollar und ein paar Münzen erben.

Er kam noch eine Straße weiter, und da hörte er den Schuss. Er war bisher im Schatten der Häuser auf dem Bürgersteig gegangen, und da blieb er auch jetzt, um nicht gesehen zu werden.

Paul blieb stehen und blickte die Straße hinunter. Er konnte undeutlich zwei Männer erkennen. Einer davon schien recht unsicher auf den Beinen zu sein – er trat schwankend zwei, drei Schritte vor, ging in die Knie und presste dann die Hände gegen das Pflaster, um sich auf diese Weise abzustützen.

Aber das half auch nichts. Seine Ellbogen versagten ihm den Dienst ebenso wie seine Knie. Sein Kopf war nur mehr einen Viertelmeter über dem Pflaster, aber er fiel, als sei er aus dem zwanzigsten Stockwerk gestürzt.

Paul, der vor Schreck erstarrt war, sah alles mit an. Seine Augen wanderten zu dem zweiten Mann, der immer noch stand. Der Mann hatte etwas Glitzerndes in der Hand. Jetzt schob er es in die Hüfttasche, und Paul erkannte, dass es ein vernickelter Revolver war.

Paul erinnerte sich des Polizisten und wollte schreien. Aber er brachte nichts heraus. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er ging unbeholfen ein paar Schritte weiter und blieb dann wieder stehen. Der Mann mit dem Revolver kniete jetzt neben seinem Opfer und durchsuchte methodisch dessen Taschen. Ob der Niedergestreckte tot war oder nicht, konnte Paul nicht sehen, jedenfalls bewegte er sich nicht mehr. Dann richtete der andere sich auf, sah sich um und kam auf Paul zu.

Paul presste sich an die Hauswand. Hier war es ganz dunkel. Man konnte ihn bestenfalls aus einer Entfernung von vier oder fünf Metern sehen, sonst nicht. Aber wenn der andere auf dieser Straßenseite blieb, würde er noch viel näher an ihn herankommen. Plötzlich wurde Paul

klar, was geschehen würde, wenn der Verbrecher ihn sah. Kein Mörder konnte es sich leisten, einen Augenzeugen seiner Tat am Leben zu lassen.

Und diese Erkenntnis gab Paul den Mut und die Stärke, die er brauchte. Freilich, es war der Mut eines in die Enge Getriebenen – eines Verzweifelten, aber immerhin die Art von Courage, die Männer mutig in der Schlacht sterben ließ, und wenn sie noch so viel Angst hatten.

Paul wusste, dass er offensiv werden musste, ehe der Mörder zu seiner Waffe greifen konnte. Er atmete tief ein und stürzte sich plötzlich aus seinem düsteren Versteck auf den Mann, den er für einen Mörder hielt.

Der Mann mit dem Revolver blieb plötzlich stehen, drehte sich dann um und rannte davon. Paul war jetzt in voller Fahrt, und als er sah, dass der Verbrecher Fersengeld gab, verlieh ihm das noch mehr Zutrauen zu sich selbst. Er hatte sich nie ernsthaft mit Football abgegeben, aber jetzt stürzte er sich auf den anderen mit einem Hechtsprung, der manchem Nationalspieler Ehre gemacht hätte. Seine Arme schlangen sich um die Beine des Mörders, und dann gingen beide krachend zu Boden.

Jetzt fand Paul seine Stimme wieder. Er fing an zu schreien. Was er rief, wusste er nicht. Auf Worte kam es auch gar nicht an; die Hauptsache war, dass man aufmerksam wurde.

Der Mörder wehrte sich, versuchte mit der Hand in die Hüfttasche zu fassen. Paul ließ ihn nicht los, aber der andere war größer und verstand auch zweifellos mehr von Raufereien. Außerdem war er verzweifelter als Paul.

Es dauerte höchstens eine Minute, bis er sich befreit hatte und auf die Füße kam.

Paul sprang ebenfalls auf und ballte die Fäuste. Ein oder zwei Schläge konnte er landen, aber ein Boxer war er nicht, und so steckte auch nicht besonders viel Kraft dahinter.

Paul selbst musste einen Schlag an der Wange einstecken. Langsam begann ihm der Atem auszugehen. Flüchtig kam ihm der Gedanke, dass es höchste Zeit sei, wieder in den Turnverein zu gehen. Beinahe hätte er laut gelacht, als er den Gedanken zu Ende gedacht hatte. Das würde ihm auch nichts mehr nützen, wenn er in diesem Kampf unterlag.

Der Revolvermann trat plötzlich einen Schritt zurück und schlug mit dem Fuß nach ihm. Paul stöhnte und krümmte sich vor Schmerz. Jeder Funken Kraft schien ihn zu verlassen, und jetzt war es auch um seinen Mut geschehen. Mit schreckgeweiteten Augen musste er zusehen, wie der Mann nach seinem Revolver langte, einen Schritt zurücktrat und die Waffe auf ihn anschlug.

Ein Schuss peitschte auf. Paul wunderte sich, warum die Explosion so entfernt klang, und dann fragte er sich, warum er keinen Schmerz verspürte. Auf diese Entfernung konnte der andere ihn doch gar nicht verfehlt haben.

Paul hörte ein paar Flüche. Er richtete sich auf. Der Verbrecher hatte sich zur Flucht gewandt. Der Polizist, den er in der Seitenstraße gesehen hatte, kam schnell näher, die Pistole in der Hand. Der Mann gewann an Vorsprung. Er würde entfliehen. Paul fluchte. Er hatte seit Jahren nicht mehr geflucht, aber jetzt konnte er nicht anders.

Der Polizist blieb stehen und schlug den Revolver über die Armbeuge an. Er schrie: „He – Sie da! Stehenbleiben oder ich schieße!“

Die Reaktion des anderen bestand darin, dass er sich umdrehte und einen Schuss über die Schulter abgab. Die Kugel schlug ein paar Meter neben ihm ein und schwirrte dann singend davon. Der Polizist atmete tief durch und zielte dann mit seinem Dienstrevolver. Paul hielt den Atem an. Seine Augen hefteten sich automatisch auf den Rücken des Flihenden.

Der Beamte schoss. Nur einmal. Der Verbrecher schrie, taumelte nach links und stolperte. Der Polizist rührte sich nicht von der Stelle. Er zielte wieder. Aber der Mörder war jetzt an der Hauswand angekommen und krallte sich mit einer Hand daran fest, als könnte er dadurch auf den Beinen bleiben. Seine andere Hand bemühte sich, die Waffe zu heben, aber es gelang ihm nicht. Er sank zu Boden.

Der Polizist winkte Paul zu, ihm zu folgen, und sie gingen beide auf den Verwundeten zu. Etwa ein Dutzend Schritte vor ihm blieb der Beamte stehen und sah Paul an.

„Ich halte ihn von hier aus in Schach, und wenn er die kleinste Bewegung macht, dann knallt es. Gehen Sie zu ihm und nehmen Sie ihm das Schieß Eisen aus der Hand! Ich glaube, er ist ohnmächtig, aber es kann auch nur eine Finte sein. Sie halten sich am besten aus meiner Schusslinie.“

„Ja-ja“, schluckte Paul. „Freilich. Natürlich.“

Er ging langsam auf den Mann zu, sah sich nach dem Polizisten um, der ihm ermutigend zunickte. Paul bückte sich, packte den vernickelten Revolver am Lauf und nahm ihn dem anderen aus der Hand. Der Verwundete wehrte sich nicht. Paul richtete sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf.

Der Polizist trat heran, kniete nieder und drehte den Verwundeten um. Dieser sah wenig vertrauenerweckend aus. Er hatte eine eingeschlagene Nase und ein Gesicht, das vom Alkohol gezeichnet war.

„Mhm“, brummte der Polizist, „da hab ich schon den Richtigen erwischt. Das ist Ollie Tate.“

„Ist er – t-tot?“, fragte Paul.

„No. Nur angekratzt, aber er hat eine Menge Blut verloren. Wie wäre es, wenn Sie mir jetzt sagten, was eigentlich los war, Freundchen? Ich weiß, dass dort droben ein Toter liegt, aber das ist alles.“

Paul feuchtete sich die Lippen an. „Ich heiße Paul Sinclair. Ich wohne in der Woodbridge Road Nr. 1198. Ich arbeite im Corring-Haus in der Firma Waring, Textilien en gros, und –“

„Heben Sie sich das für später auf!“

Der Polizist legte dem Verbrecher Handschellen an. „Mich interessiert nur, was das für eine Schießerei war.“

„Darauf komme ich ja noch. Ich war gerade auf dem Weg in mein Büro, weil ich nicht sicher war, ob ich heute Abend den Stahlschrank abgesperrt hatte. Ich sah diese beiden Männer – und da fiel plötzlich ein Schuss.“

„Den hab ich auch gehört. Aber zwischen diesen hohen Häusern klingen Schüsse immer wie Fehlzündungen“, sagte der Polizist und nickte. „Sprechen Sie weiter!“

„Einer der beiden Männer, der dort hinten, ging ein paar Schritte zurück und stürzte dann. Als er am Boden lag, fing dieser – dieser Bursche da an, ihn zu durchsuchen. Ich glaube, er hat ihm etwas aus der Tasche genommen.“

„Aha. Ich werde Ollie durchsuchen. Sie sind Zeuge. Passen Sie genau auf mich auf!“

Der Polizist holte aus Ollie Tates Innentasche ein dickes Bündel Geldscheine, alles Zehner und Zwanziger. Er richtete sich auf und blätterte in dem Bündel herum.

„Das sind gut 300 oder 400 Eier. Ein Raubüberfall also. Dafür ist Ollie bekannt. Diesmal haben wir ihn beim Schlafittchen und einen Augenzeugen obendrein.“

„Augenzeugen?“, fragte Paul mechanisch.

Der Polizist lachte. „Natürlich – Sie! Sonst war ja niemand auf der Straße. Sie haben das Verbrechen gesehen und waren Zeuge, wie das Opfer beraubt wurde. Sie haben Ollie festhalten wollen, und er war gerade drauf und dran, Sie abzuknallen, als ich um die Ecke kam. Mister Sinclair, der Staatsanwalt hat noch nie Anklage gegen einen Verbrecher zu erheben gehabt, der den Stuhl eher verdient hätte als Ollie. Sie haben Glück gehabt, dass Ollie Sie nicht erwischt hat.“

„J-ja. Ja, ich denke, das habe ich“, sagte Paul. „Aber jetzt muss ich wirklich zu meiner Familie zurück. Sie wird sich schon Sorgen machen, dass mir etwas passiert ist.“

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Eine Zeit lang werden Sie sie schon noch im Unklaren lassen müssen. Sie helfen jetzt dem Gesetz. Übrigens – jetzt fällt es mir erst ein, Sie sind ja ein Held. Ihre Familie wird sehr stolz auf Sie sein. Einen bewaffneten Mörder einfach so anzugreifen! Ja, wirklich ein Held!“

Paul schluckte. „Ich komme mir aber gar nicht wie ein Held vor. Ich habe immer noch Angst.“

Der Polizist musste lachen. „Das haben alle Helden. Jetzt nehmen Sie diese Schlüssel. Gleich um die Ecke ist ein Polizeifernsprecher. Sie können mit diesem Bronzeschlüssel hier die Klappe aufmachen. Drücken Sie den Knopf, über dem *Sprechen* steht. Sie haben dann direkte Verbindung mit dem Polizeipräsidium. Berichten Sie, was geschehen ist, und sagen Sie, dass ich einen Krankenwagen brauche.“

Paul nahm die Schlüssel und ging auf die ihm bezeichnete Ecke zu. Als er den Toten auf dem Bürgersteig sah, machte er einen großen Bogen um ihn.

Eine Viertelstunde später war die Straße alles andere als verlassen. Paul stand im Mittelpunkt des Interesses. Reporter machten unzählige Blitzlichtaufnahmen von ihm. Polizisten in Uniform und Zivil verhörten ihn, und die Hand wurde ihm mindestens ein halbes dutzendmal kräftig geschüttelt.

Paul strahlte. Vielleicht würden sich Margaret, Susan und Arthur darüber ärgern, dass er sie so lange warten ließ, aber dafür konnte er ihnen eine aufregende Geschichte erzählen. Und dann begann Ollie Tate plötzlich zu

stöhnen. Eine Ambulanz rollte heran. Er wurde hineingeschoben, und sie fuhr ab.

Plötzlich dachte Paul an seine ursprüngliche Absicht, die er über all der Aufregung beinahe vergessen hätte. Er entschuldigte sich und rannte davon. Der Nachtaufzug brachte ihn ins zweiundzwanzigste Stockwerk des Gebäudes, in dem sein Büro lag.

Die Stahlschranktür war verschlossen und die Kombination eingestellt. Paul fühlte sich etwas wohler. Er hätte sich geärgert, wenn er sich ein Versäumnis hätte zuschulden kommen lassen.

Kapitel 2 – Bild eines Mordes

Sieben Wochen später war Paul Sinclair kein Held mehr. Er war nur mehr ein ganz gewöhnlicher Kassierer, der ergeben für einen toleranten und sehr freundlichen Chef tätig war. Freilich, in ein oder zwei Tagen würde er in dem Prozess gegen Ollie Tate als Zeuge aussagen müssen und dadurch wieder für ein paar Tage einen zweifelhaften Ruhm ernten, aber auch das würde vorübergehen.

Ollie Tate wurde inzwischen aus seiner Zelle im Stadtgefängnis geführt. Man hatte ihn mit Handschellen an einen Beamten mittlerer Größe gefesselt, der einen kleinen Schnurrbart trug.

Tate trug eine Zigarette in den Mundwinkel geklemmt und warf jedermann verächtliche Blicke zu, der ihn

zufällig ansah. Dann wandte er sich an den Beamten, an den er gefesselt war.

„Wo gehen wir denn hin?“, wollte er wissen.

Der Beamte schmunzelte. „Sie meinen am Ende? – Nun, ich in Pension und Sie auf den Stuhl. Nur kommen Sie fünfzehn Jahre vor mir ans Ziel, das ist der Unterschied!“

„Wohin wir jetzt gehen, Dummkopf!“, knurrte Tate.

Jetzt hörte der Beamte auf zu grinsen. „Noch so eine Frechheit, und Sie werden es bereuen! Ich bin Inspektor McGrath, und so werden Sie mich gefälligst anreden. Sie gehen jetzt ins Büro des Staatsanwalts für Sonderaufgaben. Warum er sich mit einem solchen Würstchen wie Ihnen abgibt, ist mir zwar schleierhaft, aber er will Sie jedenfalls sehen.“

„Welcher Staatsanwalt?“, fragte Tate mit einer Spur mehr Respekt.

„Tony Quinn. Aber das ist unwichtig. Ein frischgebackener Gerichtsassessor könnte Sie auf den Stuhl schicken.“

„Mhm. Freilich. Quinn, was? Das ist der Blinde, nicht?“

„Ja, er ist blind.“ McGrath zuckte unwillkürlich zusammen, als er das sagte. „Außerdem ist er zufällig auch der beste Mann, den die Staatsanwaltschaft überhaupt hat. Das werden Sie schon auch noch spitzkriegen, wenn übermorgen Ihre Verhandlung beginnt.“

Tate sagte gar nichts. Inspektor McGrath führt ihn durch die Tür, auf der Tony Quinns Name stand, quer durch das Empfangszimmer, in dem niemand auf sie achtete. Tate war etwas enttäuscht.

Und dann stand Ollie Tate vor einem Schreibtisch, hinter dem ein Mann saß, den man hätte hübsch nennen können, wenn die Narben um die Augen nicht gewesen wären.

Und seine Augen waren ausdruckslos, die Augen eines völlig Blinden. Sie schienen überhaupt nichts wahrzunehmen.

„Guten Morgen, Inspektor“, sagte Quinn. „Wen haben wir denn da?“

„Ollie Tate, Mister Quinn. Sie wollten ihn sehen.“

„O ja. Lassen Sie ihn sich hinsetzen, Inspektor. Mister Tate, das Gericht hat ihnen einen öffentlichen Verteidiger als Rechtsbeistand zugewiesen. Ihr Verteidiger war kürzlich bei mir und hat mich gebeten, Ihnen zu gestatten, sich des Totschlags schuldig zu bekennen.“

Tate fuhr halb aus dem Stuhl hoch, in den McGrath ihn gesteckt hatte. „Ich bekenne gar nichts, hören Sie?“

„Ich höre sehr gut“, erwiderte Quinn. „Ich hatte außerdem auch nicht die leiseste Absicht, diesem Vorschlag zuzustimmen. Aber ich habe Edward Karlton, Ihrem Verteidiger, versprochen, Sie mir wenigstens anzusehen.“

Tate lachte höhnisch. „Mich ansehen? Sie und sehen – dass ich nicht lache!“

Um Quinns Lippen spielte ein leises Lächeln. „In diesem Fall“, sagte er sanft, „bin ich eigentlich recht froh, dass ich blind bin. Ich kann mir vorstellen, dass es nicht gerade ein Vergnügen ist, ein Subjekt wie Sie zu sehen. Tate. Aber ich habe einen Grund gehabt, als ich Sie hierherkommen ließ. Wollen Sie reden?“

„Ich sage kein Wort“, knurrte Tate.

Quinn seufzte. „Gut. Sie sind sich natürlich darüber im Klaren, dass wir ausreichendes Beweismaterial in der Hand haben, um das Gericht zu veranlassen, die Todesstrafe über Sie zu verhängen. Und ich gestehe offen, dass es mir in diesem Fall gar nichts ausmacht, derjenige zu sein, der einen Menschen in den Tod schickt. Tate, Sie gehören zum Abschaum der Menschheit. Ich habe in Ihren Kreisen Nachforschungen anstellen lassen und dabei erfahren, dass Sie nicht einmal unter ihresgleichen Freunde haben. Gut, Inspektor, er will nicht reden. Sie können ihn in seine Zelle zurückbringen.“

„Halt!“, heulte Tate. „Noch bin ich nicht schuldig gesprochen. Natürlich rede ich. Ich bin unschuldig. Ich habe den Mann nicht umgebracht.“

„Dann sagen Sie mir, wie es war!“, forderte Tony Quinn.

„Nun, ich ging spazieren, da sehe ich diesen Mann herankommen. Plötzlich höre ich einen Schuss, und da fällt er um. Also renne ich zu ihm hin. Das hätte schließlich jeder andere an meiner Stelle auch getan, nicht? Ich beuge mich über ihn, um zu hören, was er krächzt. Plötzlich kommt dieser andere Bursche angerannt und rempelt mich an. Ich denke natürlich, er hätte ihn umgebracht und wehre mich. Der Bursche war mir überlegen, und da versuchte ich abzuhaue. Dann schoss der Polizist mich an. Ich bin unschuldig.“

Quinn lehnte sich in seinem Stuhl zurück und fing an zu lachen. „Tate, Sie werden wenigstens der Verhandlung

eine heitere Note geben und die Geschworenen belustigen. Hören Sie! Was ist eigentlich mit dem Revolver? Sie hatten ihn doch in der Hand, wie? Und eine Kugel aus dieser Waffe hat Steve Humphries getötet.“

„Der Revolver lag auf dem Bürgersteig“, erklärte Tate. „Ich habe mich natürlich gebückt und ihn aufgehoben.“

Inspektor McGrath schloss die Augen. „Tony“, sagte er, „dieser Mann lügt ebenso plump, wie er mordet.“

„Ich bin kein Mörder!“, heulte Tate.

„Und was ist mit den 500 Dollar, die Sie nach der Aussage eines Zeugen dem Toten aus der Tasche gezogen haben? Man hat das Geld in Ihrer Tasche gefunden. Können Sie erklären, wie es da hineinkam?“

„Ich habe dem Mann gar nichts weggenommen. Ich habe den Kies beim Pokern gewonnen. Ich weiß nicht mehr, wer alles mitgespielt hat. Es waren lauter Fremde –“

„Jetzt reicht's mir“, sagte Quinn. „Schaffen Sie ihn in die Zelle, Inspektor! Und lassen Sie die Tür offen. Ich muss hier einmal frische Luft hereinlassen.“

McGrath riss Tate unsanft auf und führte ihn schnell hinaus. Quinn schüttelte langsam den Kopf. Es war furchtbar, dass es Leute wie Ollie Tate geben musste. Dann rief er: „Silk, würdest du jetzt Mister Sinclair hereinbitten?“

Aus der Tür des anliegenden Büros, die offen gestanden hatte, kam ein schlanker Mann von etwa fünfzig Jahren. Er war beinahe völlig kahl und bewegte sich mit einer seltenen Grazie.

Er hatte scharfgeschnittene Gesichtszüge mit hellen, blauen Augen, einen ziemlich schmalen Mund und ein spitzes Kinn.

Silk Kirby war Tony Quinns Assistent. Er diente ihm als Butler, Koch und Chauffeur in einer Person. Und er war Tony Quinns Auge.

Aber in erster Linie war er Tony Quinns Freund.

„Ja, Sir“, meinte er. „Er kommt sofort.“

Er verschwand, um einen Augenblick später, gefolgt von Paul Sinclair, wieder aufzutauchen. Sinclair wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Sie haben doch Tate gesehen, Mister Sinclair“, begann Quinn die Unterhaltung. „Es besteht doch nicht der geringste Zweifel daran, dass Sie ihn als Mörder erkennen, oder?“

„Nein, Mister Quinn. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er diesen Mann niederschoss und ihn dann ausraubte. Anschließend kämpfte er mit mir. Es war ziemlich hell. Ich kann mich gar nicht täuschen.“

„Gut.“ Quinn nickte. „Sie werden übermorgen Ihre Aussage vor Gericht machen müssen. Wir fangen um zehn an, die Geschworenen auszuwählen. Das sollte nicht zu lange dauern. Vielleicht beginnt die Verhandlung um zwei Uhr nachmittags, aber es ist besser, wenn Sie sich schon am Morgen bereithalten.“

„Ich komme bestimmt“, versprach Sinclair. „Und ich bin froh, dass ein solcher Verbrecher wie Tate der Gerechtigkeit übergeben wird. Für mich stellt so ein Mensch wie er den Inbegriff alles Schlechten dar, das ich mir vorstellen kann.“

„Ja, er ist schlecht. Der Mann hat schon ein umfangreiches Strafregister. Er ist gefährlich wie eine Seuche. Aber jetzt ist es aus mit ihm, Mister Sinclair. Ich werde dafür sorgen, dass er auf den elektrischen Stuhl kommt.“

Paul schauderte. „Ich gebe Ihnen recht. Er verdient die Strafe. Sie können sich auf mich verlassen, Mister Quinn. Ich bin rechtzeitig da.“

Quinn schmunzelte. „Danke! Silk, würdest du bitte jetzt Mister Sinclair wieder in sein Büro bringen? Du kannst meinen Wagen nehmen.“

Als sie gegangen waren, lehnte sich Tony Quinn zurück, die Augen zur Decke gerichtet. Plötzlich geschah etwas Seltsames mit diesen so tot blickenden Augen: Sie waren plötzlich lebendig und funkelten. Sie waren wach und aufmerksam – die Augen eines Mannes, der sehen konnte.

Einmal war Quinn wirklich blind gewesen. Beim Versuch, wichtiges Beweismaterial dem Zugriff von Verbrechern zu entziehen, hatte ihn eine Säureflasche getroffen, die diese auf die Schriftstücke geworfen hatten, um sie zu vernichten. Er war sofort erblindet. Zu jener Zeit war Tony Quinn gewählter Staatsanwalt gewesen, einer der besten und fähigsten Männer, die je diesen Posten innegehabt hatten.

Er hatte alle Aussichten gehabt, es bis zum Gouverneur des Bundesstaates zu bringen, und vielleicht noch weiter – da geschah jenes fürchterliche Unglück mit seinen Augen.

Später gewann er das Augenlicht mithilfe eines Mädchens namens Carol Baldwin und eines Chirurgen zurück, der Quinn einer Operation unterzog, durch die seitdem auch vielen anderen Menschen das Augenlicht zurückgegeben wurde. Ein Teil der Netzhaut von Carol Baldwins Vater wurde in Tony Quinns Augen verpflanzt, und er sah wieder. Er sah wieder dank der Großzügigkeit und Güte des Polizeisergeants Baldwin, der an der Kugel eines Verbrechers starb. Sergeant Baldwin glaubte felsenfest, dass Tony Quinn im Besitz seines Augenlichtes wieder der Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit werden könnte, der er einmal gewesen war.

Quinn nahm den immerwährenden Kampf wieder auf. Er hielt aber streng geheim, dass er wieder sehen konnte, und vertraute dieses Geheimnis nur drei erprobten Freunden an. Solange er als Blinder galt, würde niemand argwöhnen, dass er die Schwarze Fledermaus, ein maskierter Kämpfer gegen das Verbrechen, war, ein Mann, der die Verbrecher mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und zu schlagen verstand, ohne die oft gewundenen und zeitraubenden Instanzenwege gehen zu müssen, die ihm das Gesetz in seiner Rolle als Staatsanwalt vorschrieb.

Seine Tätigkeit war von Anfang an erfolgreich. Inzwischen war der Maskierte, der immer schwarz gekleidet auftrat, zu einem Begriff geworden, dessen bloße Nennung genügte, um der Unterwelt Angst und Schrecken einzujagen.

Tony Quinn freute sich des Bewusstseins, dass seine Aktionen bisher immer vom Erfolg gekrönt waren. Jetzt,

als Staatsanwalt für Sonderaufgaben, konnte er dem Verbrechen auf zweierlei Art und Weise entgegentreten. Tony Quinn kämpfte mit den Waffen des Gesetzes. Die Schwarze Fledermaus kämpfte privat und setzte alle Mittel ein, um einen Verbrecher zu fangen. Es war eine wunderbare Kombination.

Der Mordfall Ollie Tate war ein reiner Routinefall, einer jener Fälle, die schnell erledigt waren, die aber bei allen Beteiligten einen schlechten Geschmack im Mund hinterließen. Ollie Tate war für den elektrischen Stuhl schon seit Jahren reif. Die menschliche Gesellschaft würde an ihm kein wertvolles Mitglied verlieren.

In gewisser Beziehung konnte einem der Mann leidtun. Er hatte keinen einzigen Freund, nicht einmal in der Unterwelt, die ihn ebenso hasste wie die Welt des Gesetzes. Ein Leben der Gewalttätigkeit hatte ihm nichts, aber auch gar nichts eingebracht. Und nun würde er das Ende finden, das ihm schon in seiner frühesten Jugendzeit prophezeit worden war.

Silk Kirby kehrte zurück, nachdem er Paul Sinclair in seinem Büro abgeliefert hatte. Den Rest des Nachmittags hatte Tony Quinn mit Routineangelegenheiten zu tun. Um fünf Uhr dreißig machte er Schluss. Auf Silks Arm gestützt, in der anderen Hand einen weißen Stock, verließ er das Gebäude, ging die breiten Stufen hinunter zu einem Buick, der am Parkplatz auf ihn wartete.

Jedermann, der im Justizgebäude zu tun hatte, begrüßte ihn freudig – vom Richter bis zu den Putzfrauen. Quinn

dankte freundlich. Er strahlte förmlich Lebensfreude und Zufriedenheit aus.

Sein Haus war das letzte am Ende einer Sackgasse. Es lag in einem ziemlich großen Garten, der von einem Zaun umgeben war. Tony Quinn war ziemlich begütert, machte sich aber aus seinem Reichtum nicht sehr viel. Er war ihm vor allem Mittel zu dem Zweck, seinen Kampf gegen die Verbrecherwelt noch intensiver zu führen.

Um acht Uhr war er mit dem Abendessen fertig, griff nach seinem weißen Stock und tastete sich durchs Haus zur Bibliothek, einem großen Raum, der an allen vier Wänden von Bücherrücken bedeckt war. Dort ließ er sich in einem bequemen, schon etwas abgewetzten Ledersessel nieder und stopfte langsam seine Pfeife. Jede einzelne Bewegung, die er machte, war die eines Blinden. Tony Quinn ging nie ein Risiko ein. Wenn je bekannt werden sollte, dass er nicht blind war, würde die Unterwelt bald herausbekommen, dass er sich unter der Maske der Schwarzen Fledermaus verbarg, und dann würde er über kurz oder lang mit einer Kugel im Rücken oder einem Messer zwischen den Rippen enden.

Etwa um halb elf Uhr klingelte das Telefon. Silk nahm das Gespräch entgegen und trug den Apparat dann zu Quinn.

„Mister Sinclair ist am Apparat, Sir.“

Quinn nahm den Hörer. Sinclairs Stimme klang müde und etwas bedrückt. Er sagte: „Mister Quinn, wäre es möglich, die Verhandlung etwas zu verschieben?“

„Nur, wenn Sie sehr dringende Gründe dafür haben“, erklärte Quinn. „Was ist denn passiert?“

„Mein Sohn Arthur ist heute ums Leben gekommen – durch einen betrunkenen Autofahrer. Die Beerdigung ist einen Tag nach dem Verhandlungstermin. Meine Frau und meine Tochter brauchen mich, Mister Quinn. Es tut mir leid.“

„Natürlich verschiebe ich unter diesen Umständen die Verhandlung“, sagte Quinn. „Mein aufrichtiges Beileid, Mister Sinclair! Kann ich irgendetwas für Sie tun? Vielleicht bei der Fahndung nach dem Fahrer des Wagens –“

„Nein, jetzt nicht. Trotzdem vielen Dank! Ich denke nicht an Vergeltung. Noch nicht. Auf Wiedersehen, Sir!“

Quinn legte langsam den Hörer auf. „Armer Kerl“, sagte er. „Silk, sein Sohn ist heute tödlich überfahren worden. Wieder so ein verfluchter Betrunkener am Steuer. Fahrerflucht.“

„Sonderbar“, sagte Silk langsam. „Wissen Sie, Sir, wenn Sinclair nicht gerade gegen einen Außenseiter wie Tate aussagen sollte, würde ich fast sagen, es war kein Zufall.“

Einen Augenblick runzelte Quinn die Stirn. Dann zündete er sich eine Pfeife an und schüttelte den Kopf. „Versuch nicht, einen geheimnisvollen Fall daraus zu konstruieren, Silk. Diesmal brauchen wir uns in der Beziehung keine Gedanken zu machen. Es gibt doch keinen Menschen, der sich dafür interessiert, ob Tate nun auf den Stuhl wandert oder nicht. Der einzige Besucher, den er überhaupt hatte, war Edward Karlton, sein Pflichtverteidiger.“